Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 6 (1930-1931)

Heft: 9

Artikel: Der erste Tag... : vier entlassene Strafgefangene beschreiben den ersten Tag in der Freiheit

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1064844

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der erste Tag...

VIER ENTLASSENE STRAFGEFANGENE BESCHREIBEN DEN ERSTEN TAG IN DER FREIHEIT

Illustriert von A. Carigiet

I

Die Mutter am Fenster

Meier!

Scharf hallt mein Name durch die Gänge des Zuchthauses. Heftig erschrocken, so unerwartet vom Oberwärter gerufen zu werden, werfe ich den « Mego » — die aus zusammengelesenen Stumpen und einer Testamentsseite gedrehte Zigarette — hastig von mir. « Jetzt hat's dich », denke ich, und schon sehe ich mich im gefürchteten Cachot, in das jeder für drei Tage fliegt, der beim Rauchen ertappt wird. « Meier, he Meier! » Die Stimme unten klingt ungeduldiger.

« Jawohl, hier! » antworte ich möglichst harmlos und lärme mit Kessel und Bürste. Aber dabei zittere ich erbärmlich. Und wie ich nun, im Laufen den Mund mit dem Taschentuch wund reibend, die Treppen hinunterspringe, ruft's schon entgegen: « Macht Eure Sachen bereit! »

« Ja, aber... » will ich nach geraumer Zeit einwenden. Doch sachlich teilt mir der Wärter mit, dass man mir einen Monat geschenkt, das wüsste ich doch auch,

wir hätten doch sonst immer eine Nase für so was, und jetzt solle ich dem Neuen meine Obliegenheiten genau zeigen: wann er die Stalleute zu wecken hätte und wann das Essen zu bringen, und was jeden Tag im besonderen zu geschehen hätte an Putzen, Fegen, Ersetzen, Kontrollieren usw.

Ich stehe da und sage zu allem mechanisch ja. Aber in mir ist alles in hellem Aufruhr. Mir ist wie einem, der soeben eine saftige Ohrfeige gekriegt, oder wie einem, der plötzlich aus wildem Traum aufschreckt.

« Du wirst frei ! Heute frei ! » Fast schmerzhaft jagt immer und immer wieder dieser eine Gedanke durch meinen Kopf. Und Bilder sehe ich dazwischen : Weites, weites Land ... und ein weiches, frisches Brot, Milch in einer Tasse, ein brauner Braten ... und wiederum breite, belebte Strassen. Wie im Traum sehe ich den Wärter sich zur Türe kehren, höre, wie sie kreischend ins Schloss fällt. « Frei ... heute frei ! » — —

Ich beende meine Instruktionen so schnell wie möglich und gehe mit dem Neuen auf mein Zimmer. Eben bin ich dabei, ihm meine Bücher und sonstigen im Laufe meines Hierseins erhandelten Schätze zu übergeben, da geht die Tür auf und der Wärter kommt, mich abzuholen.

« So, habt Ihr ihm nun das Nötigste gezeigt ? » frägt er.

« Jawohl. »

« Gut, kommt mit mir. » Schnell drücke ich Felber noch die Hand und nehme mein Pack auf. Schnell folge ich dem Wärter über den Hof, zwischen den verschiedenen Wirtschaftsgebäuden hindurch zur Kaserne. Wie doch einem selbst im Zuchthaus alles so vertraut, fast lieb werden kann ! So kalt und so feindlich mir das alles auch bei meinem Eintritt vorkam, jetzt scheint mir, ein jedes Haus, ein jeder Hag, selbst dort die Hühner alle guckten mich an wie treue, alte Bekannte, die mit leiser Trauer Abschied nehmen wollen von mir. Es wird mir ganz merkwürdig. Ich ahne wohl, dass jetzt in wenigen Minuten etwas Wichtiges, etwas für mein Leben Entscheidendes vor sich gehen wird. Aber zugleich fühle ich, dass ich dieses Wichtige noch nicht ganz erfassen kann, dass ich noch nicht weiss, warum es wichtig ist. Was werden mir wohl die nächsten Stunden bringen ?

Im Magazin wird mir « Ausziehen ! » befohlen. Ich ziehe mich aus. « Dort auf die Waage stehen. » Ich stehe auf die Waage. « 78½ Kilo », liest der Aufseher ab. Alle Wetter ! Da habe ich ja fast neun Kilo zugenommen — trotz der schlechten Kost ! « So, jetzt legt Ihr Eure Zivilkleider wieder an. » Er schiebt sie mir zu. Alles ist fein geflickt und gebügelt. Sogar Unterwäsche ist da. Endlich bin ich angezogen. Ist das ein Gefühl in so leichten Kleidern und Schuhen ! Grad wie damals nach der Rekrutenschule.

Jetzt befiehlt mir der Wärter, ihm aufs Bureau hinunter zu folgen. Jetzt ! Eine unbändige Freude erfasst mich. Kaum vermag ich zu atmen. Stumm führt er mich durch die um diese Stunde leeren, hallenden Gänge, über Treppen und durch viele schwere, eiserne Gittertüren, hinunter zum Ausgang. Er öffnet eine Tür zur linken Hand. Vom Schalterbrett grüssen mich alte Bekannte. Es sind das zwar nur mein Taschentuch, das Portemonnaie, der Hut und der Ehering.

Aber so wie's einen andern freut, wenn er einen lieben Freund trifft, so freuen mich jetzt diese unscheinbaren Gegenstände. Fast andächtig nehme ich sie an mich, nur der Ehering hat für mich seinen symbolischen Wert eingebüsst. «Den könnt Ihr jetzt ins Gilettäschli nehmen», witzelt der Wärter. Er weiss es natürlich auch, dass ich geschieden worden bin. Ich mag ihm keine Antwort geben darauf.

« So, unterschreiben », meint er kurz, « und nun geht noch dort zum Direktor. » Ich reisse mich zusammen und klopfe an.

« Herein. »

Hinter seinem grossen, altmodischen Schreibtisch hervor mustert mich der « Mooskönig » (so nannten wir ihn). Wie er mich erkennt, blickt er nach der Uhr und erhebt sich. Jetzt wird wohl eine lange Predigt beginnen. Aber knapp, geschäftlich und kühl sind seine Worte :

« Sie haben nun Ihre Strafe verbüsst, und ich hoffe, dass Sie keine Dummheiten mehr begehen. Ich möchte Sie hier nicht mehr sehen. Sie sind noch jung und können Ihr Leben besser verwerten, als in Zuchthäusern herumzusitzen. Hier sind Ihre 30 Franken und der Entlassungsschein, und hier», er weist mit dem Finger in ein Buch auf dem Stehpult, « schreiben Sie Ihren vollen Namen als Quittung. » So ! ist das nun alles, was er mir zu sagen hat ? Weiss nicht, aber etwas mehr, etwas, das mir ein wenig Halt gäbe : ein kleines Wort persönlicher Anteilnahme, ein leises Anerkennen des guten Willens, den ich hier doch gezeigt, habe ich immerhin erwartet. ... Meine Unterschrift ist fertig. « So, nun sind Sie entlassen. Um X Uhr fährt Ihr Zug nach Bern. Müsst ein wenig pressieren. » Ein kalter Händedruck. Ich stehe auf der Strasse. Frei ! Jetzt bin ich also frei ! Ich kann's kaum fassen. So rasch es geht, umeile ich die Kaserne und haste davon, in Richtung Ins. Wie eigentümlich, dass man mich so ungehindert gehen lässt. Ob mir wohl niemand nachsieht oder gar folgt ? Ich möchte mich umsehen, aber ich getraue mich nicht. Weit vor mir taucht ein schmaler Waldstreifen auf. Dort — wo die Strasse sich hindurchzwängt — ist ein heller Punkt. Die Wärterhäuschen. Wenn ich bei denen vorbei sein werde, bin ich gerettet. «Der Steiner Fritz, der letzte Woche durchbrannte, hat gewiss nicht mehr Angst gehabt als ich jetzt », denke ich und strebe weiter. Zu beiden Seiten schlafen endlose Äcker. Zartes Grün bedeckt sie schon. Die junge Saat. Gottseidank ! Jetzt brauche ich keine solche Ernte mehr mitzumachen. Drüben links tauchen kleine dunkle Punkte auf, die sich bewegen. Das sind meine Leidensgefährten.

Beim Wäldli bekomme ich ein wenig Furcht. Wenn doch meine Schritte nicht so laut tönten. Ich versuche, so gut es geht, auf die Grasbüschel zu treten am Wegrand. Im Garten vor den beiden Wärterhäuschen sehe ich ein kleines Mädchen, das mich anglotzt. Aber ich wende den Kopf nicht. Endlich bin ich vorbei. Hurrah ! Tief atme ich auf. Mich deucht, hier, auf der Aussenseite vom Anstaltsgebiet, scheine die Sonne nun erst recht schön. Ein kurzer Blick nach rückwärts überzeugt mich, dass keine Seele mir folgt. Nun bin ich wirklich frei. Keiner kann mehr kommen, ich solle umkehren. Dieser Gedanke macht mich so fröhlich, dass ich anfange zu singen. Neben halbverfallenen Moorhütten

„Um meinen ungepflegten Zustand zu erklären, glaube ich, dem Gehilfen sagen zu müssen, dass ich aus dem Spital käme . . .“

und Sträuchern vorbei, über Pfützen im Wege und eine kleine Brücke gelange ich endlich zur Station Ins. Soeben fährt der Zug ab, den ich nehmen sollte. Macht nichts. Dann fahre ich eben über Biel. Mag sowieso noch keine bekannten Gesichter sehen. Ich wende mich zum Kiosk und kaufe Rauchwaren.

«Ein Franken fünfzig, bitte», verlangt die Verkäuferin freundlich. Wie das mir wohltut, wieder einmal so höflich behandelt zu werden. Und erst das Bezahlen mit Schweizergeld! Wenn die da in ihrem Kasten ahnte, wie sauer der Fünfliber verdient ist, den ich da reuig hervorklaube. Die aber nimmt ihn hin und schmeisst ihn in die Kasse, als wär's eine leere Zwirnspule.

« Eins fünfzig... fünfzig... vier und fünf. Danke schön. » Jetzt aber erst mal eine Zigarette. Bedächtig öffne ich die Schachtel und entnehme ihr eines der schönen, fertigen Stücke. Wie die duftet! Dann die Streichhölzer. Welch eine grosse Errungenschaft solch unscheinbares Ding doch eigentlich ist. Wenn ich denke, wie umständlich wir in der Anstalt mit Hilfe von Feuerstein, Stahl und Zunder ein elendes Glimmen erschwitzten; hier aber kann ich mit einer einzigen kleinen Bewegung die schönste Flamme entfachen. Fabelhaft! Ehrfürchtig stecke ich die Schachtel wieder in die Tasche und kehre zum Bahnhof zurück. Es haben sich schon etliche Reisende eingefunden. Alle scheinen mich erstaunt zu betrachten. Ich weiss aber schon warum. Es ist mir nämlich längst aufgefallen, dass alle Gefangenen — unzweifelhaft des erzwungenen soliden und gesunden Lebens wegen — einen wunderbar klaren Blick haben. Den habe ich halt jetzt auch. Vielleicht ist er der Grund, dass mir die Frauen hier alle so — so lieb und schön vorkommen. Überhaupt die Leute: wie sie sich bewegen und von was sie reden, merkwürdig. Ich muss in einem fort staunen; auch noch im Zug, der mich jetzt nach Biel trägt. Habe ich alles nur geträumt? Oder hat mir einer das bloss erzählt, ich sei soeben zehn Monate Sträfling gewesen?

Mag dem sein wie ihm wolle. In der Bahn nach Biel wie später nach Bern, auch die ganze Zeit über, die ich in der betriebsamen Jurastadt heute verbracht, konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, als käme ich von einer langen, weiten Reise zurück in die vertraute Heimat. Alles erschien so wie immer, und doch nicht so. Menschen, Strassen und Häuser, alles und jedes wirkte auf mich viel sonntäglicher, viel sprechender, fesselnder. Aber was mir am meisten auffiel: Jeder Mensch und jedes Ding schien mir verfeinert, vor allem die Frauen. In Biel habe ich das beste Restaurant aufgesucht, in das ich mich getraute. Dort leistete ich mir ein Mittagessen zu vier Franken, ohne Wein. War das ein Genuss!

Jetzt also bin ich wieder in meiner geliebten Vaterstadt. Begegnen wird mir wohl kaum ein Bekannter jetzt so mitten im Nachmittag. Gemächlich schlendere ich aus der grossen Bahnhofshalle, über den Bahnhofplatz hinüber zur Neuengasse. Hier aber empfinde ich die Eindrücke des Wechsels nicht mehr so stark wie am Morgen. Ich bin auch schon müde und abgespannt von dem vielen Ungewohnten. Warum gehe ich nun eigentlich direkt nach Hause? Ich weiss es nicht. Willenlos folgte ich den Passanten die

Laube hinunter. Jetzt stehe ich vor dem Hause meiner Eltern. Dort jene Fenster sind's. Wie gebannt starre ich zu ihnen hinauf. Ich habe die Mutter erblickt, wie sie dort, über eine Handarbeit gebeugt, eifrig stickt. Ich schaue sie immerzu an. Etwas in meinem Halse fängt an zu würgen. Wie wird sie mich wohl empfangen? Bang steigt diese Frage in mir auf. Ich weiss nicht, soll ich mich bemerkbar machen oder nicht. Soll ich die Treppe hinauf stürmen oder abwarten? Ich warte. Da! Langsam wendet sie ihr liebes Gesicht auf die Strasse. Von ungefähr sieht sie hinab ins Gewühl der Wagen, Autos und drängenden Passanten. Jetzt fällt ihr Blick genau in die Richtung zu mir. Jetzt hebt sie die Hände und will wohl die Arbeit besser aufnehmen. Aber jäh hält sie inne. Mitten in der Bewegung. Ihre Augen weiten sich, ihr Mund will etwas stammeln... sie hat mich erkannt. Wie eine Feder schnellt sie auf und öffnet das Fenster.

« Hans! »

Ich nicke. Ihr freudiger Ruf löst meinen Bann. Also hast du mir doch verziehen, liebe, gute Mutter. Heiss steigt es mir in die Augen. Mutterliebe!...

Oben wendet sie sich hastig ins Zimmer, mir bedeutend, dass ich noch warten soll. Ich wische mir über die Augen und atme tief auf. Da kehrt sie schon wieder zurück. Auf ihrem Arm aber bringt sie einen kleinen blonden Wuschelkopf, mein Sohn. Ich erkenne ihn sofort, obschon er sehr viel gewachsen. Die Mutter bedeutet ihm, wohin er blicken soll. Endlich hat er mich erkannt.

« Pappi, Pappi! » schreit er freudig und streckt mir seine beiden Aermchen entgegen. Jetzt ist's mit meiner Fassung aber vorbei. Eilends jage ich zur Tür und die Treppe hinauf. Da kommt mir Ruedeli auch schon entgegengesprungen; die Mutter hinterher.

« Pappi », sagt er noch einmal und streicht liebkosend mit seinen Patschhändchen über meine Wangen, « lang fut d'si, Pappi, hes nüt bacht? »

Ich liege im ungewohnt weichen Bett und kann nicht einschlafen. Trotzdem ich hundemüde bin. Die Eindrücke dieses Tages — des ersten nach meiner Entlassung — ziehen noch einmal an meinem geistigen Auge vorüber. Eine unendlich tiefe Trauer erfüllt mich. An das ich nicht ein einziges Mal zu glauben wagte, es hat sich nun doch bestätigt: Meine Frau hat sich einem andern zugewendet in meiner Abwesenheit... und ich hatte sie doch so lieb.

Ach, wäre ich doch noch drüben in der Strafanstalt und wüsste nichts von alledem. So endet mein erster Tag.

II

Die farbige Krawatte

Die ganze Nacht habe ich mich auf meinem harten Lager gewälzt, in fiebernder Erwartung der Tagwache. Was so eine Nacht lang sein kann! Bei vollständiger Stille hörten wir jeweilen die ferne Kirchenuhr schlagen. Ueber jede verflossene Viertelstunde war ich froh.

Wie lange einem die Zeit werden kann, zeigt folgendes kleines Beispiel:

Je nach dem Wetter hörten wir oft an einem entfernten Kirchturm eine Uhr schlagen. An einem Vormittag, ich hatte gerade eine extra langweilige Arbeit, hörte ich sie auch schlagen und zählte bis 11. Gottlob nur noch eine Stunde bis am Mittag, dachte ich. Die Stunde ging

vorbei, und die Uhr schlug noch einmal elf, ich hatte mich nämlich vorher verzählt. Bei der Entdeckung sind mir vor Jammer und Elend die Tränen in die Augen gekommen.

Auch die längste Nacht geht vorbei, endlich ertönte die Glocke zum Aufstehen. Zum letzten Mal zog ich meine gestreiften Kleider an, die plumpen Schuhe, und setzte die runde Stoffmütze auf. Beim Frühstück nahm ich Abschied von einigen Leidensgenossen meiner Arbeitsgruppe und den Zimmerkameraden. Als um 7 Uhr das Zeichen zum Arbeitsbeginn ertönte, bedauerte ich all die armen Teufel, die nun wieder, gleich wie alle Tage, in der alten Tretmühle weiter machen mussten. Ich war in einer so freudigen Erregung, dass ich keinem böse sein konnte über eine giftige Bemerkung. In meiner oft gereizten Stimmung habe ich wohl hie und da einen grob angefahren, der nun die letzte Gelegenheit benutzte, um mich zu ärgern. Einer rief mir im Vorbeigehen zu: « Du hast doch so lange wegen Deinen Schuhen reklamiert, bis du ein Paar passende gefunden hast, drum tust du gut, dem Oberaufseher zu sagen, er soll dir dieselben auf die Seite stellen, bis du wieder kommst. »

Alle die gehässigen Bemerkungen, die mich vorher noch fuchsteufelswild gemacht hätten, liessen mich an jenem Morgen vollständig kalt. Die andern waren schon zur Arbeit fort, als mich ein Aufseher zum Umkleiden holte. Meine Wäsche war sauber gewaschen und geglättet, der Anzug tadellos ausgebügelt. Fast mit einer gewissen Feierlichkeit zog ich meine eigene Leibwäsche an, schlüpfte in meinen Massanzug und in die leichten Schuhe und band zuletzt noch die farbige Krawatte um. Das ist mir noch mit aller Deutlichkeit in Erinnerung, wie ich in der Ankleidezelle vor einem kleinen Spiegel gestanden bin und mir die Krawatte gebunden habe. Diese Handlung, das Umbinden der farbigen Krawatte, besorgte ich mit feierlicher Umständlichkeit. Die Krawatte war für mich das Symbol der Freiheit.

Kaum konnte ich es fassen, dass nun endlich der in langen Monaten ersehnte Moment Wirklichkeit geworden war. Die letzten Formalitäten auf dem Verwaltungsbureau waren bald erledigt. Den Sermon des Direktors, der mir nie recht grün war, unterbrach ich mit den Worten: « Herr Direktor, bitte ersparen Sie sich die Mühe einer Belehrung; ich bin 32 Jahre alt und als Kaufmann so gebildet wie Sie. Wenn ich auch wegen Betrug, Fälschung und Unterschlagung verurteilt wurde, so weiss ich doch, was ich zu tun habe. Das hingegen kann ich Ihnen sagen, sollte ich mich in den achtzehn Monaten gebessert haben, ist gewiss nicht Ihre Anstalt schuld daran. »

Ein Wärter begleitete mich dann noch so weit, bis ich das Areal der Anstalt hinter mir hatte. Er gab mir zum Abschied die Hand, die letzte Formalität, ich war frei. Ein ungeheures Glücksgefühl bemächtigte sich meiner. Kaum konnte ich es fassen, dass ich mir nun grade nach anderthalb Jahren ungestraft eine Zigarette anzünden konnte, dass ich tun und lassen durfte, was ich wollte, ohne gegen irgendeine Anstaltsregel zu verstossen. Mit langen Schritten ging ich der Bahnstation zu.

Eine Zeitung war das erste, was ich mir kaufte, um dann programmgemäss in einer Wirtschaft einen Café complet

zu bestellen. Viele Artikel in der Zeitung, die voraussetzten, dass der Leser über gewisse Ereignisse unterrichtet sei, blieben mir zum Teil unverständlich. Scharf musterte ich die Serviertochter, ob sie mich vielleicht etwas scheel ansehe, ob sie wisse, wo ich herkomme. Ich war der einzige Gast in der Wirtschaft, denn es war erst etwa halb 9 Uhr vormittags.

Gar nichts ereignete sich. Ich bezahlte, gab ein Trinkgeld und plauderte noch etwas mit der Serviertochter, die mir wirklich keine Ahnung zu haben schien.

Der Zug kam, der mich meinem nächsten Ziel, der Hauptstadt, zuführte. Direkt nach Hause fahren wollte ich nicht. Erst musste ich mich wieder an die Freiheit gewöhnen, musste unter Menschen sein, um das lästige Gefühl loszuwerden, man sehe mir an, dass ich aus der Strafanstalt komme. Unter den Mitreisenden sah ich lauter gleichgültige Gesichter, kein Mensch schien Notiz von mir zu nehmen. Umsonst nahm ich die Vernunft zu Hilfe, dass es eigentlich lächerlich sei, in jedem mir zugeworfenen Blick ein Wissen um meine Herkunft zu vermuten. Das Gefühl der Unsicherheit blieb. In der Stadt ging ich zuerst zu einem Coiffeur, liess mich rasieren und die Haare schneiden. Um meinen ungepflegten Zustand zu erklären, glaubte ich, dem Gehilfen sagen zu müssen, dass ich aus dem Spital komme.

Als diese Prozedur beendet war und ich mich im Spiegel anschaute, musste ich zugeben, dass ich mich eigentlich in nichts von einem zivilisierten Mitteleuropäer unterschied. Mein Selbstgefühl war durch diese Feststellung bedeutend gestiegen. Es war bald Mittag. Ich schlenderte noch etwas durch die Hauptstrasse der Stadt auf und ab, wo ich mich an den Auslagen der Luxusgeschäfte nicht satt sehen konnte. Einen eigentümlichen Reiz übte auf mich das Parfüm vorbeispazierender Damen aus. Vergangene galante Abenteuer kamen mir beim Einatmen der lang entbehrten Wohlgerüche lebhaft in Erinnerung. Wie im Champagnerrausch kam ich mir vor in meiner gehobenen Stimmung. Ein unwiderstehliches Verlangen packte mich, eine der vorbeigehenden Damen zu umarmen. « Ob wohl die kleine Julie immer noch in der H.-strasse wohnt ? » kam mir ganz auf einmal in den Sinn. Julie war vor zirka drei Jahren einmal eine meiner Geliebten. Ein Tram nehmen und in die wohlbekannte Strasse fahren war eins. Im dritten Stock eines einfachen Hauses läutete ich klopfenden Herzens. Eine Frau mit einem Kind auf dem Arm öffnete die Tür.

« Wohnt Fräulein Julie H. immer noch hier ? » fragte ich sie.

« Fräulein Julie H. ? Es tut mir leid, die kenne ich nicht, doch halt, Sie meinen wohl die Coiffeuse, die vor ein paar Jahren hier gewohnt hat. »

« Sehr richtig, die meine ich. Ist sie nicht mehr hier ? »

« Ja, die ist doch schon mehr als zwei Jahre verheiratet und soll, glaube ich, nach Basel gezogen sein. Sie hat eine gute Partie gemacht. »

« So so, ich danke schön. Adiö ! »

Das hätte ich mir eigentlich denken können, dass Julie nicht drei Jahre lang auf mich wartet. Enttäuscht ging ich wieder der Stadt zu. In einem der besten Restaurants bestellte ich mir ein Mittag-

essen, und zwar à la carte. Ich brauchte auf der Speisekarte nicht lange zu suchen. Das Menü hatte ich mir vor Monaten schon zusammengestellt. Bouillon mit Ei, ein Wienerschnitzel paniert, Spaghetti napolitaines, Salat und eine Omelette soufflée, alles Lieblingsspeisen, bildeten mein Mittagessen. Dazu trank ich eine halbe Flasche guten Wein und bestellte zum Schluss noch einen Kaffee Kirsch und Zigarren. Dass ich meinem Magen mit diesen kulinarischen Genüssen etwas zuviel zugemutet habe, wurde ich leider erst zu spät inne. Es wurde mir nämlich kurze Zeit darauf miserabel schlecht.

Ich spazierte darauf dem Bahnhof zu, um zu sehen, wann der nächste Zug nach Hause fahre. Das Wiedersehen mit den Eltern machte mir weniger Sorge als das unvermeidliche Zusammentreffen mit frühern Freunden und Bekannten, das natürlich in der kleinen Stadt unvermeidlich war. Mein Prozess hatte seinerzeit ziemlich viel Staub aufgeworfen, wie mir der Vater, der eine geachtete Stellung einnimmt, bei seinen Besuchen in der Strafanstalt erzählt hat. Ich stellte mir daher vor, dass man daheim überall mit Fingern auf mich zeigen werde. Eine halbe Stunde hatte ich noch Zeit bis zur Abfahrt des Zuges. Diese benützte ich zu einem Spaziergang in der Umgebung des Bahnhofes. In einer kleinen Anlage sah ich einen eleganten Herrn auf mich zukommen, den ich bald als Inhaber einer grossen Firma erkannte. Als Reisender eines Engroshauses hatte ich früher wiederholt Geschäfte mit ihm abgeschlossen. Gerne wäre ich ihm ausgewichen, aber es war nicht mehr möglich. Ob er es wohl weiss, dachte ich. Ich sollte bald darüber aufgeklärt werden. Auf drei Schritte waren wir uns nahe gekommen. Ich sah ganz deutlich, dass er mich erkannte, aber sofort wieder den Blick abwandte. Auf mein höfliches Grüssen reagierte er überhaupt nicht, er tat, als ob ich Luft sei. Da brauchte ich also nicht mehr zu fragen, ob er es wisse. Wie ein Schlag wirkte diese Erkenntnis, dass es mir sehr wahrscheinlich bei weitern Bekannten und Freunden auch so gehen werde. Meine Zuversicht und Freude an der Freiheit waren auf einmal dahin. Ich begann zu ahnen, dass die Strafe für mein Vergehen noch lange nicht vorbei sei.

Niedergeschlagen setzte ich mich auf ein Bänklein in der Anlage und grübelte eine Weile vor mich hin. Ich bin gewiss nicht sentimental veranlagt, aber in meiner damaligen Stimmung hätte ich doch heulen mögen. Schrecken erfasste mich erst recht, als ich an den Klub dachte im Heimatstädtchen, an dem ich sehr hing und in dem ich mehrere Jahre Vorstandsmitglied gewesen war. Ich bin einer der Mitbegründer desselben gewesen, half auch die Statuten aufstellen. Vor vier Jahren kam ein Mitglied wegen Unterschlagung für sechs Monate ins Korrektionshaus. In einer Extrasitzung wurde über den eventuellen Ausschluss des Betreffenden beraten. Ich war einer der ersten, der für den Ausschluss stimmte. Er wurde dann auch ausgeschlossen. Wie durfte ich da für mich etwas anderes erwarten. Und dann der Kaufmännische Verein, in dem ich auch seit Jahren Mitglied und einige Zeit sogar als Kursleiter tätig war. Am Morgen noch sah ich den Himmel voller Geigen, jetzt schon, einige Stunden nachher, fiel eine nach der andern herunter. Eine geringschätzige Behandlung eines Freundes hätte ich jetzt kaum

mehr ertragen. Ich wollte daher warten mit dem Nachhausegehen bis zur Nacht. Auf einmal hatte ich grosse Sehnsucht nach den Eltern, bei denen ich wenigstens einer guten Aufnahme sicher war. Etwas bange machte es mir zwar wegen der Schwester, die es, wie ich vernommen habe, gar nicht so gerne sah, dass ich nach Hause komme. Sie war nämlich verlobt und hatte Angst, die Verlobung könne durch mich in die Brüche gehen. Doch heim wollte ich auf alle Fälle.

Es war Nacht, als ich auf der Station daheim ankam. Unser Haus ist eine Viertelstunde vom Bahnhof entfernt. Um ja keinem Bekannten zu begegnen, machte ich einen grossen Umweg. Schon von weitem musterte ich jeden Spaziergänger, der mir entgegenkam, darauf hin, ob ich ihn eventuell kenne. Stets schaute ich nach einer Gelegenheit, um mich verstecken zu können, falls etwa ein bekanntes Gesicht auftauchen sollte! Als ich nach langem Umweg die Lichter des elterlichen Hauses von weitem sah, klopfte mir das Herz bedenklich.

III

Die Besserung

Was soll ich gross erlebt haben, am Morgen meines Entlassungstages. Das ist weiter nichts mehr als ein Warten, bis man der Anstalt den Rücken kehren kann. Man steht auf wie sonst, geht zum Morgenessen, muss dann warten und wieder warten, bis man schliesslich in der frisch aufgebügelten Kluft auf der Strasse steht. Lassen Sie diese langweiligen Formalitäten von einem andern schreiben! Das geht alles ganz schemamässig, nur etwas muss ich erzählen, nämlich, dass ich einen Entlassungsfakel bekommen habe. Wenn mir der Alte die Wahl gelassen hätte zwischen den 180 Metern, die ich in den drei Jahren erschuftet habe, welche ich wegen Unterschlagung sitzen musste, und dem Fakel, so hätte ich, ohne mich eine Minute zu besinnen, nach dem Fakel gegriffen. Warum, werde ich später sagen.

Wer glaubt, dass ich nach drei Jahren Kiste vor Abschiedsschmerz geweint habe, irrt sich. Was mir der Direktor zu sagen hatte, wusste ich auswendig, bevor er das Maul auftat. Natürlich spielt man da aus naheliegenden Gründen den reuigen Sünder, verspricht alles, was er nur wünscht, denn man weiss ja nie, wann man wieder froh darum ist, wenn einem der Alte gut gesinnt ist.

Dann ging ich im Sturmschritt mit den 180 Metern und dem Fakel auf die Station. Denn es zog mich mit aller Macht nach der Stadt.

Dort angekommen, ging ich sofort auf die Hauptpost und liess mir das Adressbuch geben. Ich schrieb einige Adressen heraus und ging dann in die nächste Papeterie. Dort kaufte ich Papier und Couverts. In einer Wirtschaft, bei einem guten Glas Wein schrieb ich folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr!

Wie Sie aus beigelegtem Entlassungsschein zu ersehen belieben, bin ich heute aus dem Zuchthaus entlassen worden. Von dem Wunsche beseelt, möglichst rasch Arbeit zu erhalten, um mich fortan durch dieselbe ehrlich durchzubringen, erlaube ich mir höflich, Sie anzufragen, ob Sie nicht in Ihrem geschätzten Betrieb eine Beschäftigung für mich hätten.

Ich bin mir voll bewusst, dass ich nur durch tüchtige Arbeit und soliden Lebenswandel wieder ins rechte Geleise komme. Meine Mittel erlauben eine längere Arbeits-

losigkeit nicht und wäre ich Ihnen daher sehr dankbar, wenn Sie mir irgendeine Arbeit, selbst die geringste, verschaffen könnten. Ich kann Sie versichern, dass ich meine ganze Kraft einsetzen würde, um Ihre Zufriedenheit zu erwerben.

Ich hoffe gerne, dass Sie mir auf diese Weise die Wege zu meinem weitern Fortkommen ebnen werden.

In dieser Hoffnung verbleibt mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr Ergebener

H. H.

NB. Ich erlaube mir, auf Ihre geschätzte Antwort zu warten.

Dann noch die Adresse, den Brief zugeklebt und fertig war die Laube! Nach Mittag ging ich in die Villa des betreffenden Herrn und gab den Brief dem Mädchen ab, das mir auf mein Läuten öffnete. Ich sagte ihr auch, dass ich auf Antwort warte. Alles ging nach Wunsch. Nach zehn Minuten kam der Herr persönlich ins Vestibul, wo man mich hatte warten lassen. Ganz wie es mir erwünscht war, bedauerte er lebhaft, mich in seinem Betriebe nicht beschäftigen zu können. « Hier haben Sie etwas, damit Sie wenigstens über die erste Zeit wegkommen. » Mit diesen Worten drückte er mir eine Fünfzigernote in die Hand. Jetzt verstehn Sie vielleicht, warum ich dem Entlassungsfakel eine solche Wichtigkeit beigemessen habe. Das Interessante an diesem System ist ja das, dass einem keine Schmier etwas anhaben kann. Nirgends habe ich ja etwas verlangt, sondern überall nur einen dringenden Schrei nach Arbeit losgelassen. Um Arbeit zu fragen, ist bekanntlich auf der ganzen Welt erlaubt. Habe ich dann ausnahmsweise wirklich einmal Arbeit bekommen, so habe ich eben angefangen. Bald konnte ich es aber vor « Gelenkrheumatismus » nicht mehr aushalten. Da habe ich eben wieder aufhören müssen. Wochenlang habe ich früher schon auf diese bequeme Art und Weise Geld verdient und dabei gelebt wie ein Gott in Frankreich.

Das Mittagessen, das ich mir leistete, war nicht von schlechten Eltern. Nur schade, dass man nach so langer Entbehrung weder im Essen noch im Trinken viel vertragen kann. Zudem musste ich noch aufpassen, dass ich vollständig nüchtern blieb. Ich hatte mir fest vorgenommen, den Fakel richtig auszunützen. Ich wusste nämlich von früheren Fällen, dass der Fakel am ersten Tag am besten zieht. Nicht umsonst wollte ich die drei Jahre geschuftet haben.

Am Nachmittag schrieb ich also den zweiten Fakel an eine mir schon bekannte Adresse. Auch da ging alles glatt, Arbeit hatte man gottlob keine für mich. 25 Meter schauten heraus. Mit dem Taglohn von 75 Metern war ich zufrieden. So machte ich denn für diesen Tag Schluss.

Es war sechs Uhr abends. Ich habe direkt die Lotte aufgesucht, die zum Glück noch in ihrer Bude war. Herrgott, hatte die eine Freude.

« Servus Lotte, Du alte Kanone, jetzt geht's aber wieder los. »

« Ja, ist das möglich, sind Deine drei Jahre schon vorbei ? »

« Schon, sagst Du, Du blödes Huhn, Du hast natürlich gut lachen. Du weisst doch selber, wie lang ein Monat im Dörfli ist. Nobel wohnst Du aber, hast Du erben können? Jetzt esse ich bei Dir und dann hauen wir es in die Stadt. »

Beim Nachtessen tauschten wir noch alte Erinnerungen aus. Lotte erzählte mir, was während meiner Abwesenheit alles passiert sei :

« Du, das Luggi ist auch hoch gegangen. Das hat die Schmier im Hotel Gotthard, wo sie mit einem reichen Ruech logierte, geschnappt. Gibt die dumme Gans dort ihren rechten Namen an. Sie war doch noch von Luzern her ausgefakelt, weil sie dort einem Freier die Brieftasche mit 4 Lappen gedruckt hat. Den Gusti, Deinen frühern Kollegen, haben sie vor 4 Wochen auch geschnappt. Der hat für mindestens 3 Jahre viereckige Augensterne. »

« Was hat denn der ausgefressen ? »

« Ja, der hat doch an einem Strassenraub mitgeholfen. In der Innerschweiz irgendwo war es, und wie die einem im Pfaffenland dort verknurren, ist ja bekannt. Ich denke so seine drei Zentner wird er machen müssen. »

So hat mir Lotte die Neuigkeiten erzählt, die mich interessierten. Hat mir auch erzählt, dass sie einen Freier gefunden habe, der ihr die Logiemiete bereime und ihr auch sonst tüchtig unter die Arme greife.

In einem Tingeltangel im Niederdorf, ich glaube es war im « Wolf », haben wir dann den Abend gemütlich beendet.

IV

Der glücklichste Tag meines Lebens

Also war er doch da, der Tag, auf den ich kaum zu hoffen gewagt habe. Schon 6 Monate vorher wusste ich, dass mir fünf Jahre von meiner Strafzeit von 20 Jahren, die ich wegen Giftmord und Mordversuch in Thorberg zu verbüssen hatte, geschenkt worden seien. Als die Nachricht davon in Form eines gedruckten Formulars mit dem Stempel des Regierungsrates eintraf, wurde ich vom Verwalter des Zuchthauses ins Korrektionshaus versetzt, damit ich mich in Gesellschaft der andern Mitgefangenen wieder etwas an die Menschen gewöhnen könne. Schon der Umstand, dass ich nun nicht mehr in Einzelhaft in meiner Zelle schlafen musste, sondern in einem grossen Saal mit 20 andern untergebracht war, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Es war im August, als ich zum ersten Male mit den Andern aufs Feld ausrücken durfte. Auf einem entlegenen Gut, ¾ Stunden von der Anstalt weg, wurde an diesem Tage Korn geerntet. Ich durfte eine Sense mitnehmen, um Korn zu schneiden. Vor meiner Verhaftung war ich als Knecht bei einem Bauern beschäftigt. Die landwirtschaftlichen Arbeiten kannte ich gut. Im Anfang hatte ich Angst, dass ich nach so langem Unterbruch nicht mehr werde mähen können. Aber es ging doch.

Am Nachmittag kamen Pferde und Wagen, um auf einem grossen Kornfeld Garben einzubringen. Es war ein heisser Sommertag. Die Bremsen plagten die Pferde. Ich durfte während dem Kornladen die Pferde führen und ihnen die Bremsen wehren. Ich hatte die Tiere immer lieb gehabt, besonders die Pferde. Vor Freude hätte ich das Handross umarmen mögen. Die Bäume, die Blumen, überhaupt alles, was ich sah, kam mir so wunderschön vor, trotzdem ich immer noch in gestreiften Kleidern steckte. Zwar bin ich am ersten Tag todmüde geworden ob der ungewohnten Arbeit. Ich hatte nämlich in all den Jahren in der Schuhmacherei gearbeitet und diesen Beruf gründlich erlernt. Die letzten 6 Monate wollten mir gar nicht vorbeigehen. Ich habe in dieser Zeit mehr studiert als die letzten Jahre zusammen. Einen Monat vor meiner Entlassung, an einem kalten Januarmorgen, als ich wieder mit den Andern in den Wald ausrücken wollte, kam der Chef und rief mich zurück.

« So Gosteli, wir fahren heute zusammen auf Bern. Sie müssen noch Wäsche haben, und die wollen wir dort einkaufen. »

Der Gemeindepräsident von X hatte sich erbötig gemacht, mich nach der Entlassung bei sich aufzunehmen, bis ich ein günstiges Lokal gefunden hätte, wo ich die Schuhmacherei betreiben könnte. In den 15 Jahren habe ich mir 1800 Franken erspart. Von diesem Geld sollte ich mir nun Schuhmacherwerkzeug und Leder kaufen, um dann nachher auf eigene Rechnung als Schuhmacher anzufangen. In der Anstalt war mir ein neues Kleid gemacht worden. Zwei Paar Schuhe für mich durfte ich in der Zwischenzeit selber machen. So fuhren wir nach Bern. Der Schuhmachermeister hatte mir eine genaue Liste aufgestellt von allem Werkzeug, das ich benötigte.

Es war gut, dass der Chef bei mir war, sonst hätte ich mich in Bern, das ich sowieso nicht kannte, gar nicht zu helfen gewusst! Wir sind zuerst in ein Wäschegeschäft an der Aarbergergasse gegangen. Dort haben wir 6 Hemden und Unterwäsche gekauft. Am Mittag haben wir dann zusammen im Wilden Mann zu Mittag gegessen. Der Chef war sehr freundlich mit mir, wie ich ihn noch gar nie gesehen habe. Der Wein, den wir tranken, hat mir wunderbar gemundet. Der Chef liess mich aber nicht mehr als zwei Gläser trinken. « Sonst werden Sie sturm », hat er gesagt. Am Nachmittag sind wir dann in ein Geschäft für Schuhmachereiartikel gegangen, wo wir die Sachen, die wir auf der Liste hatten, aussuchten. Ich hätte gern noch eine Maschine gehabt. Für die hat es aber nicht mehr gelangt. Mit dem Leder und allem haben wir dort etwa 800 Franken bezahlt. In diesem Laden, es war bei Lüscher-Leber, musste ich dann zum ersten Male selber mit dem Verkäufer unterhandeln, weil ja der Chef nicht vom Fach war und die Werkzeuge nicht so kannte, wie ich.

Der letzte Monat ging schliesslich auch noch vorbei, und der Entlassungstag war endlich da. Ich habe von sämtlichen Meistern im Zuchthaus Abschied genommen. Habe auch noch einmal die Zelle anschauen dürfen, in der ich die letzten zehn Jahre verbracht hatte. Ich war den ganzen Morgen so gerührt, dass mir immer die Tränen kamen, wenn mir jemand noch zugesprochen hat. Auf dem Bureau hat der Verwalter längere Zeit mit mir gesprochen :

« Lueget, Goschteli, i bi bis jitz z'fride gsy

mit Ech, Dir heit Ech guet ghalte die füfzäh Jahr, und i hoffe, dass ig nüt Böses meh von Ech ghöre. Dr Regierigsrat hatt Ech die füf Jahr o nume gschänkt, will Dir Ech guet gfüehrt heit. I ha guet gsproche für Ech u nimen-a, dass Dr nüt Dumms astellit u my i Verlägeheit bringet. So göht jitz i Gottesname. I wünsche-n-Ech vil Glück. »

So bin ich denn wieder mit dem Chef, der mit mir kam, wieder als freier Mann nach Bern gefahren. Im Buffet dritter Klasse hat mich der Gemeindepräsident von X, der schon mein Gesuch befürwortet hatte, abgeholt. Es war derselbe Bauer, bei dem ich nach Schulaustritt als Knecht in Stellung war. Er war nicht nur Gemeindepräsident, sondern war auch bernischer Synodalrat. Er war der einzige fromme Mann, den ich in meinem Leben angetroffen habe; denn er war nicht nur ein Wortchrist, sondern hat auch tatsächlich danach gelebt. Mit diesem fuhr ich gegen Langenthal. Dort stiegen wir in das Huttwylerbähnlein und fuhren bis in ein kleines Nest im Emmental.

Als ich zum ersten Male wieder das kleine Dorf sah, in dem ich in die Schule ging, habe ich vor Freude geweint. Am Bahnhof war der Lehrer, bei dem ich in die Schule gegangen bin. Als ich ihn sah, wunderte ich mich, dass er ganz grau geworden war. Er hat mich freundlich begrüsst. Mit keinem Wort hat er meine Strafzeit erwähnt. Er hat mir von meiner Zukunft gesprochen. Er sagte mir:

« Ich werde mein Möglichstes tun, um Dir Arbeit zu verschaffen. Ich habe bereits mit einigen Bauern gesprochen, zu denen Du dann auf die Stör gehen kannst. Wie Du weisst, jäsoo, Du weisst es vielleicht nicht, dass der alte Hintergrabenschuhmacher erst gestorben ist. Wir können hier einen Schuhmacher also ganz gut gebrauchen, und Du wirst sicher Arbeit genug haben. »

Ich dankte dem Lehrer herzlich, dass er sich so bemüht habe. Ich sah nun wenigstens, dass mir die Bauern hier in der Gegend gut gesinnt waren. Mit doppelter Freude schaute ich daher in die Zukunft. Erst hatte ich nämlich Angst gehabt, dass die Leute nichts von mir wissen wollten. Es war schon gegen Abend, als wir heimkamen. « Wie werden sie mich empfangen?»

Ich wusste schon, dass ein Zimmer für mich bereit war. Als wir durch die Dorfgasse schritten, begegnete mir mein Schulkamerad, der mit einem Ross von der Schmiede kam. Ich kannte ihn erst nicht. Erst als es mir der Vater sagte — ich habe ihm früher schon Vater gesagt — schaute ich näher hin und erkannte ihn, trotz seinem Bart.

« Grüesti, Jakob », sagte ich zu ihm und gab ihm die Hand.

« Jä, bisch Du dr Goschteli ?» meinte er. « He grüesti, grüesti ! So, bisch wider da ? I ha's scho verno, Du chömmisch wider, es isch nämlich im Unterämmitaler gstande. Du bisch schynt's Schuhmacher worde ? »

An das hatte ich noch gar nicht gedacht, dass meine Entlassung in den Zeitungen bekannt gemacht werden könnte. Als wir gegen das Haus kamen, sprangen uns zwei Kinder entgegen, die ich nicht kannte. Der Vater sagte mir, das seien dem Jungen seine. Sie schauten mich halb scheu von der Seite an und gaben mir halb zögernd die Hand. Die Mutter begrüsste mich recht freundlich und sagte zu mir:

« So Fritz, jetzt bleib Du nur ruhig bei uns, Du kannst im Gaden vorläufig die Werkstatt aufmachen, bis Du ein passendes Lokal gefunden hast. Arbeit wirst Du genug bekommen. Seit der Hintergrabenschuhmacher tot ist, fehlt uns schon lange ein Schuhmacher. Es waren bereits zwei Bauern da, zu denen Du auch auf die Stör gehen könntest. »

Nach dem Nachtessen musste ich dann der ganzen Familie aus Thorberg erzählen. Das war denen natürlich eine ganz unbekannte Welt. Es war schon bald Mitternacht, als ich meinen Strohsack aufsuchte. Von all dem Neuen war ich so aufgeregt, dass ich noch lange nicht einschlafen konnte. Das ungewohnte weiche Bett war auch schuld daran. In jener Nacht nahm ich mir vor, recht tüchtig zu arbeiten, um die Zufriedenheit meiner Kunden zu erwerben. Vergessen hab' ich noch zu sagen, dass ich im Stall war, um die Kühe anzuschauen und mir von jeder den Namen sagen liess. Es waren drei mehr als vor 15 Jahren. Auch ein zweites Pferd hatten sie unterdessen angeschafft. Dieser Entlassungstag war der glücklichste Tag meines Lebens.